

Kultur



Mutter und Sohn in Personalunion: Marcus Mislin. Foto: Ilja Mess

Wenn die Zeit durcheinandergerät

Das geht unter die Haut: «Du bist meine Mutter» im Theater Biel Solothurn.

Charles Linsmayer

Was man da im legendären Solothurner Kreuz-Saal zu sehen bekommt, ist zunächst einmal der absolute Glücksfall einer Zusammenarbeit zwischen Regisseurin und Schauspieler. Deborah Epstein hat den 2006 verstorbenen Schauspieler und Autor Joop Admiraal 1985 am Zürcher Theaterspektakel in seinem Stück «Du bist meine Mutter» erlebt und hat sich mit dem Schauspieler Marcus Mislin zusammengetan, um das Monodrama nach Jahren wieder lebendig zu machen. Wobei die beiden nicht Joop Admiraal nachspielen wollten, sondern den Text ganz direkt in der Biografie von Marcus Mislin verorteten, der nicht mit seiner Mutter, aber mit seinem Vater etwas ganz Ähnliches erlebt hat: den langsamen Bewusstseinsverlust eines Alzheimerkranken und den verzweifelten Kampf, das Verhängnis aufzuhalten oder erträglich zu machen.

Inmitten von Kinderfilmen

Die von Deborah Epstein selbst entworfene Bühne umfasst neben einem Spitalbett und einem Gartentisch im Hintergrund eine Reihe von weissen Paravents, auf die am Anfang und am Schluss des

Abends eine Serie von authentischen Schmalfilmen aus der Kindheit des Schauspielers – eine Ferienreise in die Berge, ein Kindergeburtstag, eine Szene am Familientisch – projiziert wird. So dass der Besuch bei der dementen Mutter im Pflegeheim ganz direkt in Beziehung steht zum Leben der beiden Figuren, ja dass Kindheit und Alter in starken Bildern zueinander in Kontrast stehen.

Brillante Doppelrolle

Das eigentliche Faszinosum des Abends ist dann aber doch, wie Marcus Mislin in der Rolle des bereits selbst in die Jahre gekommenen Sohnes die dement gewordene Mutter besucht und, als sei das ganz selbstverständlich, immer zugleich die Mutter und ihren Besucher spielt. Den oftmals vergeblichen Versuchen, die Mutter an etwas zu erinnern, stehen Momente plötzlicher Klarheit gegenüber, als unversehens eine Figur oder ein Ereignis plastisch im Raum steht: der Vater, der ein Trinker war, oder die Augenblicke früher Zärtlichkeit zwischen Mutter und Sohn.

«Einstein hat die Zeit durcheinandergebracht», erklärt der Sohn, die Mutter ergänzt: «Genau wie ich», der Sohn be-

jaht: «Ja, genau wie du!». Der kurze Dialog bringt auf den Punkt, um was es eigentlich geht, und es wird dann auch erkennbar, wie schwierig es für den Sohn ist, immer wieder das Gleiche sagen zu müssen und zu wissen, dass die Mutter es gleich wieder vergessen haben würde. Es wird aber auch spürbar, wie schwer es der alten Frau fällt, im Heim zu bleiben, wenn der Sohn wieder nach Hause fährt. «Ich will nicht mehr üben, ich will nicht mehr, ich kann nicht mehr», sagt sie, als sie nach einem Sturz teilweise gelähmt ist, und in immer kürzeren Intervallen setzt dann die Erinnerung aus, und immer häufiger muss der Sohn auf die Frage der alten Frau, wer sie denn eigentlich sei, antworten: «Du bist meine Mutter!»

Das Stück mochte 1981, als Joop Admiraal erstmals damit auftrat, noch leicht exotisch wirken. Inzwischen aber, nachdem Alzheimer schon fast eine Volksepidemie geworden ist, geht einem «Du bist meine Mutter» in der unaufgeregten, von allem Zeitbedingten gereinigten Inszenierung von Deborah Epstein und in Marcus Mislins schlicht hinreissender Umsetzung ganz schön unter die Haut.

Premiere in Biel: 7. Oktober

rade mal zwei Proben waren vorgesehen, und entsprechend schal hörte sich denn auch das aus dem Burgeratssaal herüberwehende Einsingen an.

Aber immerhin versprach die Affiche mit Rachel Harnisch, Andreas Scheidegger und Rudolf Rosen einiges, und auch Vital Julian Frey am Cembalo gilt üblicherweise als Gewährsmann für Qualität. Die kritischen Mienen hellten sich weiter auf, als unter den Hunderten Sängerinnen und Sängern doch manch ein bekanntes Gesicht aus diversen Berner Chören auftauchte. Und letzte Zweifel verschwanden schon mit den ersten Takten: Denn das klang, wie es klingen musste. Die Grösse des Chors wurde nicht in Klangfluten umgemünzt, sondern in Farbenreichtum.

Die Balance mit dem ausgezeichnet disponierten Capriccio-Barockorchester, mit dem Cembalisten und dem So-

listentrio stimmte jederzeit. Zwar schien Dirigent Michael Kreis vorwiegend mit dem Zusammenhalten seiner Chormassen beschäftigt, was auch erstaunlich gut gelang, vielleicht gerade wegen der wenigen Proben: Da ging nichts ohne allseitige Wachsamkeit. Die Solisten agierten weitgehend frei und sangen vorzüglich. Rosens Bassbariton und Scheideggers Spieltenor standen in schönstem Kontrast zueinander und zum aufblühenden Sopran von Rachel Harnisch in der Doppelrolle von Gabriel und Eva. Ihre Arie zu Beginn des zweiten Teils wurde zum musikalischen Höhepunkt.

Im abschliessenden dritten Teil, dem Hohelied auf die Paarbeziehung, lief auch Rosen zu Höchstform auf, und Scheidegger trug Uriels Warnung mit viel Witz vor. Wie recht er hatte, wollte Haydn nicht mehr vertonen; die Sache mit der Schlange passierte erst später... Peter König

«Hier drin ists lustiger als draussen»

Das Schlachthaus-Theater dient an der Biennale als temporäre Gaststätte und schafft einen Rahmen für Begegnungen und kulturelle Aktionen.

Gisela Feuz

Ein Hotel ist ein Ort, wo Menschen mit verschiedensten Biografien, Anliegen und Absichten aufeinandertreffen. Ein Ort, der auch die Möglichkeit bietet, der Geselligkeit aus dem Weg zu gehen und den Abend alleine auf einem Zimmer zu verbringen. Ein Hotel ist ein Zwischenraum zwischen zu Hause und eben doch nicht zu Hause, und da das Motto der diesjährigen Biennale Bern «Zwischen Räumen» lautet, ist es naheliegend, dass im Festivalzentrum, dem Schlachthaus-Theater, eben ein solches Hotel eingerichtet wurde: das «Hotel zur fröhlichen Stunde». Als Hotelier betätigt

sich das Kollektiv Bern, eine lose Vereinigung unabhängiger Kunsträume. Besagtes Hotel ist aber nicht einfach eine weitere schnöde Gaststätte in der Berner Altstadt, sondern hier dient der Mikrokosmos Hotel vielmehr als System und Rahmen, in welchem verschiedene Lebensrealitäten aufeinanderprallen und kulturelle Leistungen unterschiedlichster Natur stattfinden sollen.

Kunst oder Biertrinken

Wie es sich für ein richtiges Hotel gehört, werden die Gäste an der Rezeption freundlich in Empfang genommen und mit den nötigen Informationen ausgestattet, wo was zu finden sei. Allerdings gibt es im «Hotel zur fröhlichen Stunde» gerade mal zwei Zimmer, die für eine Übernachtung gebucht werden können, wobei die Bezahlung nicht etwa mit Geld, sondern mit einer Rezension ins Gästebuch erfolgt. Die Zimmer sind denn auch eine Mischung aus Unterkunft und Ausstellungsraum, womit die Trennung von Innen- und Aussenraum aufgebrochen wird. Wer kein Zimmer ergattern konnte, hat

mehrere Möglichkeiten, sich die Zeit bis zum angekündigten Late-Night-Programm zu vertreiben. Die Hotel-Broschüre verweist in typisch überbordender Werbetext-Manier auf das hauseigene «Hyperactivity Revival Therapy Center», in welchem sich Symptome wie Manie, Überreizung und Realitätsverlust kurieren liessen. Besagtes HRTC entpuppt sich dann als geheizter Open-Air-Whirlpool.

Drinnen offeriert derweilen ein in der Mitte des Raumes aufgebautes Hotelzimmer, dessen spartanische Ausstattung die eigentliche Herberge-Funktion nur abstrakt andeutet, eine Bühne für visuelle, performative und literarische Arbeiten. Je nach Eingangstüre trägt das Zimmer die Nummer 17, 35 oder 73; ein und dasselbe Hotelzimmer kann also je nach Betrachtungsweise andere Erwartungen schüren und je nach Betätigung eine andere Funktion erfüllen, auch wenn das Zimmer zuweilen bloss zum profanen Biertrinken mit Freunden erobert wird. «Hier drin ists lustiger als draussen», verkündet ein Hoteltast und schliesst resolut die Türe.

Geschichteter Gesang

In der Hotel-Bar flimmert derweilen auf dem überdimensionierten TV-Bildschirm eine Direktübertragung der Kunst-Allmend in der Dampfzentrale über die Leinwand, und genau gleich wie in einer gewöhnlichen Bar mit Fernseher gibt es auch hier diejenigen Gäste, die den Blick nicht von den bewegten Bildern lösen können, egal was sonst gerade in der realen Welt geboten wird. Und geboten wurde am Eröffnungsabend des «Hotels zur fröhlichen Stunde» im Late-Night-Programm mit dem Auftritt des Spoken-Word-Pioniers Jurczok 1001 doch einiges, denn was dieser Mann mit seinen Stimmbändern und einem Loop-Gerät veranstaltet, ist schon grosses Hotel-Abendunterhaltungs-Kino. Schicht um Schicht legte der gross gewachsene Wädenswiler seinen eigenen Gesang über Beat-Box-Beats, wobei er mal klang wie eine Tuba, dann wieder glockenhellen Soul oder verhaltene Gospel-Anleihen von grosser Eindringlichkeit intonierte. Facettenreich, mal abgründig und mal lustig war das, womit auch er der Vielschichtigkeit des Mikrokosmos Hotel Rechnung trug.

«Hotel zur fröhlichen Stunde», 11.-20. September, Schlachthaus-Theater

Erholung und Einbruch

Wie geht es dem Buchhandel in der Deutschschweiz und in Deutschland? Neue Zahlen geben Auskunft.

Der Buchhandel handelt mit Worten. Aber abgerechnet wird in Zahlen, und diese geben Auskunft darüber, wie es der Branche geht. «Buch und Buchhandel in Zahlen» heisst die jährliche Publikation des Deutschen Börsenvereins, 156 Seiten dick; der Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband gibt sich mit einem dreiseitigen «Marktreport» etwas bescheidener.

Weshalb im Folgenden auch mehr vom grossen Nachbarn im Norden die Rede sein wird. Von ihm bezieht die Schweiz für 247,9 Millionen Euro Bücher und liefert für 26,6 Millionen Euro, ein Ungleichgewicht, das der unterschiedlichen Grösse der Länder in etwa entspricht. Die grösste Zahl der Statistik ist immer der Umsatz der gesamten Branche: 9,5 Milliarden Euro in Deutschland, 660 Millionen Franken in der deutschen Schweiz. In beiden Ländern ist das leicht mehr als 2012. Erstmals seit Jahren verzeichnete der Buchhandel also wieder ein leichtes Umsatzplus (1,7 Prozent in der Schweiz, 0,2 Prozent in Deutschland). Die Zahlen für das erste Halbjahr 2014 sind dafür wieder rabenschwarz: minus 3,8 Prozent in Deutschland, gar minus 4,9 Prozent in der Deutschschweiz (dort in den ersten sieben Monaten).

Auch die Zahl der Buchhandlungen sinkt, in Deutschland reduzieren die grossen Ketten ihre Flächen, in der Schweiz machen Jahr für Jahr rund zehn Läden zu. Die vom Bundesrat versprochene kompensatorische Förderung – nach Abschaffung der Buchpreisbindung – lässt auf sich warten. Viel ver-

dient wird im Buchhandel auch nicht; das Betriebsergebnis aller Buchhandlungen in Deutschland ist um 0,6 Prozent gesunken. Dabei gilt: je kleiner das Geschäft, desto geringer der Gewinn.

Immer noch wenige E-Books

Wo werden Bücher gekauft? Immer noch überwiegend im stationären Sortimentsbuchhandel, also im Laden an der Ecke oder im Buchkaufhaus. Mehr und mehr aber auch online; in Deutschland ist es jedes sechste Buch, in der Schweiz schon jedes fünfte. Die grosse Wachstumsphase im Onlinebuchhandel sei vorbei, kommentiert der Börsenverein, eine etwas gewagte Aussage. Immer noch klein ist der Anteil der E-Books am Geschäft; 3,9 Prozent sind es in Deutschland, geschätzte 5 Prozent in der Schweiz. Das sind noch keine amerikanischen Verhältnisse.

Was wird gekauft? Immer noch am meisten Belletristik, also schöne Literatur. 33,8 Prozent beträgt der Anteil in Deutschland, gar 37,8 Prozent in der Schweiz. Es folgen in der Rangliste die Kinder- und Jugendbücher (15,8 bzw. 19,1 Prozent) und die Ratgeber (14,5 bzw. 15,5 Prozent). Die grösste Fläche im Ratgeber-Regal nehmen übrigens die Kochbücher ein. Lektüre ist im Vergleich immer noch ein preiswertes Vergnügen: Ein Roman kostet im Durchschnitt 18 Franken. In Deutschland zahlt man 14 Euro für einen belletristischen Titel. In Deutschland sind im vergangenen Jahr 93 600 Titel erschienen, davon 81 919 Neuerscheinungen und 15 610 in der Belletristik. Die letzte Zahl ist eine, die Literaturredaktoren zusammensuchen lässt: Wenn er nur jedes zehnte Buch lesen wollte, bei 50 Seiten pro Stunde und einem Durchschnittsumfang von 300 Seiten, brauchte er 9366 Stunden. Oder, wenn man einen Achtstundentag ansetzt: 3120 Tage. (ebl)

Kurz & kritisch

«Bern singt» Himmliche Hundertschaften huldigen Haydn

Wer selber keine Langstrecken läuft, versteht es nicht: Da leiden die Leute über 16 oder auch 42 Kilometer und zahlen noch teures Startgeld.

Ganz ähnlich ist die Ausgangslage beim Projekt «Bern singt»: Wer auf die Liste der dreihundert Christen will, muss zahlen. Doch das Sing-Along-Konzept funktioniert prächtig. Nicht nur das Podium im Casino war am Samstag gestossen voll, als Michael Kreis den Taktstock für sein zweites Wagnis hob – das ganze Casino lässt sich offenbar mit solchen Projekten füllen. Nach dem «Messias» im letzten Jahr war nun Joseph Haydns Meisterwerk «Die Schöpfung» mit einem riesigen Ad-hoc-Chor an der Reihe. Aber wie sollte dieser Hochseilakt ausgehen, mochte sich manch einer gefragt haben. Denn ge-